

Luca Di Fulvio

Das verborgene Paradies

Roman



l**ü**bbe

Inhalt

Cover

Über dieses Buch

Über den Autor

Titel

Impressum

Widmung

Zitate

PROLOG - Ein Leben für ein Leben

1

2

3

4

ERSTER TEIL - Der Sieg über die Vergangenheit

5

6

7

8

9

10

11

12

13

14

15

16

17

18

19

20

21

22

23

24

25

26

ZWEITER TEIL - Lass dir niemals die Flügel stutzen

27

28

29

30

31

32

33

34

35

36

37

38

39

40

41

42

43

44

45

46

DRITTER TEIL - Der Kuss

47

48

49

50

51

52

53

54

55

56

57

58

59

VIERTER TEIL - Der Schlag des Herzens

60

61

62

63

64

65

66

67

68

69

70

71

72

73

74

75

76

EPILOG - Sonne und Erde

77

78

Anmerkung des Autors

Über dieses Buch

1633. In dem Alpendorf San Michele herrscht die Inquisition. Alles, was nicht ihren Normen entspricht, wird gnadenlos verfolgt. Und an diesem Ort verbinden sich die Schicksale von Daniele, der mit einer ganz besonderen Gabe zur Welt gekommen ist, und Susanna, die unter dramatischen Umständen geboren wird. Die Welt steht vor dem Umbruch, als der Wissenschaftler Galileo Galilei den Beweis erbringt, dass nicht die Erde der Mittelpunkt des Universums ist, sondern die Sonne. Vor diesem Hintergrund müssen Susanna und Daniele eine ungewöhnliche Mission erfüllen. Doch sind die Menschen um sie herum bereit für eine neue Zeit? Und ist die Zeit bereit für eine Liebe über Grenzen hinweg?

Über den Autor

Luca Di Fulvio, geb. 1957, lebt und arbeitet als freier Schriftsteller in Rom. Bevor er sich dem Schreiben widmete, studierte er Dramaturgie bei Andrea Camilleri an der Accademia Nazionale d'Arte Drammatica Silvio D'Amico. Seine Romane *Der Junge, der Träume schenkte* und *Das Mädchen, das den Himmel berührte* standen monatelang auf den ersten Plätzen der Spiegel-Bestsellerliste.

Luca Di Fulvio

Das
verborgene
Paradies

Roman

Aus dem Italienischen von
Elisa Harnischmacher

l**ü**bbe

Vollständige E-Book-Ausgabe
des in der Bastei Lübbe AG erschienenen Werkes

Originalausgabe

Copyright © 2022 by Bastei Lübbe AG, Köln

Textredaktion: Marion Labonte, Wachtberg

Titelillustration: © Marti Bug Catcher/shutterstock; Alexdgvision/shutterstock;

Macronatura.es/shutterstock; maphke/shutterstock; © Richard Jenkins

Photography

Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München

eBook-Produktion: hanseatenSatz-bremen, Bremen

ISBN 978-3-7517-2082-3

luebbe.de

lesejury.de

*Für meine Frau Elisa,
die Sonne, die ich in alle Ewigkeit umkreisen werde*

*Amore mio, nimm meine Hand
Wie jemand, der fortgeht und nicht weiß, für wie lang
Tage voller Trübsinn kannst du besiegen,
Bittere Tränen und Schwermut werden dir unterliegen
Du bist mein Himmel,
Mein Himmel*

*Ich werde dich holen, ich komme zu dir
Und werde nicht sein, was du erwartest von mir
Ich bin der Wind, der in dir weht
Ich bin das Schicksal, das niemand wählt,
Und dann, dann ist die Liebe ganz einfach
Und jetzt beweise ich es dir, jetzt beweise ich es dir
»Liebe ist ganz einfach« Tiziano Ferro*

PROLOG

Ein Leben für ein Leben

Anno Domini 1610
Dritter Tag im Monat November

Borgo San Michele, Ostalpen

Die Frau lag verborgen in einer Einbuchtung der Klostermauer, ohnmächtig und halb erfroren.

Der Mönch, der jeden Morgen die Exkreme der Bruderschaft an diesem widerwärtigen Ort entsorgte, bemerkte sie zunächst nicht. Er hatte andere Sorgen, in der Nacht war reichlich Schnee gefallen, und seine Füße froren erbärmlich, außerdem musste er achtgeben, nicht in die dort allerorts herumliegenden Ausscheidungen zu treten. In der Ferne hörte er bereits die Ketten der Zuchthäusler klirren, die auf städtisches Geheiß einmal in der Woche kamen, um den fauligen Unrat fortzuschaffen. Die trostlosesten unter ihnen suchten selbst darin verzweifelt nach etwas Essbarem. Der Mönch entleerte die beiden Eimer und beeilte sich, den restlichen Abfall aus dem Kloster zu holen.

Als er wieder heraustrat, sah er die acht an den Füßen zusammengeketteten Zuchthäusler und ihre zwei Wachen mit einem stinkenden Karren um die Mauerecke biegen. Hastig schüttete der Mönch zwei weitere Eimer auf einen Lumpenhaufen aus und wandte sich wieder dem Kloster zu. Auf die derben Zuchthäusler wollte er keinesfalls treffen.

Doch mit einem Mal regte sich der unförmige Lumpenhaufen unter dem Mist und stöhnte leise.

»Das ist die Hure Berna von der Bärenbrücke oben«, unkte einer der Wächter und griff sich, begleitet von einem

dreckigen Lachen, mit der Hand an den Hosenlatz.

Auch der Mönch hatte die Frau entdeckt. Er beugte sich zu ihr hinunter, befreite ihr Gesicht von einem Fetzen dreckigem Stoff und trat dann einen Schritt zurück, als fürchte er, sich durch die Berührung die Seuche zu holen. Auf den ersten Blick sah die Frau aus wie eine junge Mumie. Wegen der einsetzenden Erfrierungen war ihre Haut bläulich und zerknittert. Der Mund mit den aufgesprungenen Lippen war leicht geöffnet und offenbarte einige verfaulte Zähne. Ihr hoffnungsloser Blick verriet, dass ihre Augen weit mehr gesehen hatten, als ein altes Weib an ihrem Lebensende hätte erzählen können.

»Versuch gar nicht erst, ihn ihr ins Maul zu stecken, Frater«, rief einer der Zuchthäusler, »sonst friert er dir noch ab.«

Die Dirne reagierte nicht auf das obszöne Gelächter des Gefolges, sie legte lediglich mühevoll ihre rissigen, mit verschlissenen Lumpen verbundenen Hände in den Schoß, als wollte sie andeuten, was ihr nicht über die Lippen kam.

»Mach, dass du hier wegstommst, du Stück Dreck!« Der Frater nahm einen Stock auf und fuchtelte damit vor der jungen Frau herum. »Bringt sie weg! Worauf wartet ihr noch?«, wandte er sich an die beiden Wachen.

Die Zuchthäusler und die Soldaten lachten nur. Durch den Lärm aufmerksam geworden, kam der Prior herbei, Fra' Thevet, die Ärmel der Kutte aufgekrempt, in den erdverkrusteten Händen einen soeben im Gemüsegarten geernteten Kohl.

Als hätte sie ihn mehr gespürt als gesehen, fand die Dirne von irgendwoher die Kraft, den Kopf in seine Richtung zu drehen. Sie sah in sein eingefallenes Gesicht, aus dem ein klarer Blick leuchtete, die Augen noch strahlender durch den frühzeitigen grauen Star, der wie wächserne Tropfen auf seinen Linsen hing. Ihre Blicke trafen sich. Das Gesicht der Frau verzog sich zu einer

schmerzvollen Grimasse, die auch ein Lächeln hätte sein können, das glaubte zumindest der Prior.

Und in diesem Elend, diesem Schmerz und gequälten Fleisch vernahm Fra' Thevet ein verzweifertes Flehen, das ihn mitten ins Herz traf.

Die Zuchthäusler und Wachen waren verstummt.

In diese neue, unheimliche Stille hinein hob die Dirne ebenso langsam, wie sie zuvor den Kopf gewandt hatte, einen vor Kälte starren Finger und richtete ihn auf Fra' Thevet. »Das ... Kind kommt«, murmelte sie und deutete noch einmal in den Schoß. Dann schwanden ihr die Sinne.

Fra' Thevet ließ den fetten Kohl in den Schnee fallen.

In seinem Kopf wirbelten die Gedanken durcheinander. Schließlich bekreuzigte er sich und rief entschieden: »Bringen wir sie rasch hinein!«

Niemand rührte sich. Der Frater, der sich um den Unrat kümmern sollte, den Stock noch immer auf die Dirne gerichtet, schüttelte immer wieder den Kopf.

Fra' Thevet riss ihm den Stock aus der Hand. »Hilf mir, wir bringen sie hinein«, drängte er noch einmal und schob ihn in Richtung des Lumpenhaufens. Er hob die Frau an den Armen hoch und wartete, dass sein Mitbruder die Füße nahm. »Ihr ruft die Hebamme«, wandte er sich entschlossen an die beiden Wachen.

»Welche Hebamme?«, fragte einer.

»Wir haben keine Zeit!« Der Prior funkelte den Mann an. »Du weißt nur zu gut, wer hier im Dorf den Kindern auf die Welt hilft! Vor Jahren ist sie auch bei deiner Frau gewesen, glaub bloß nicht, dass ich das nicht wüsste.«

Der Wächter erblasste angesichts dieser Drohung.

»Beeil dich«, stieß Fra' Thevet hervor. »Oder ich zeige dich beim Großinquisitor an, so wahr mir Gott helfe.« Damit gab er dem Tor auf der Klosterrückseite einen Tritt und ging hinein.

»Eine Hebamme, Fra' Thevet?«, fragte auf dem Weg durch den schneebedeckten Gemüsegarten nun auch der Frater.

»Bringen wir sie in das Krankenzimmer«, gab der Prior lediglich zur Antwort.

»Aber ... Das ist doch eine Dirne ... Da wollt Ihr die Hebamme rufen?«

»Ach, bist du vielleicht derjenige unter uns, der sich darauf versteht, einem Kind auf die Welt zu helfen? Oder meinst du, die Frau hier braucht keine Hilfe, und es gelingt ihr noch allein?« Fra' Thevets Ton war bestimmt. »Der Herr wird Verständnis haben, dass wir uns dieses eine Mal nicht an die Regeln der Heiligen Mutter Kirche halten. Und jetzt geh weiter! Zum Krankenzimmer.«

Sie legten die Frau auf einen abgenutzten Tisch in der Mitte des niedrigen Raumes, in dem es nach Salben und getrockneten Kräutern roch.

»Hol Fra' Stanislao«, sagte der Prior, dann schürte er das Feuer im Kamin, schob den Tisch so nah es ging daran und legte ein wenig Stroh unter den Kopf der Frau. Schließlich kniete er sich mit einem Kruzifix in den Händen der Dirne zu Füßen und betete.

Auf ihrem improvisierten Lager schien die Frau, die Hände schützend über den gewölbten Leib gebreitet, die Stoßgebete des Gottesmannes nachzusprechen.

*Anno Domini 1610
Dritter Tag im Monat November*

Borgo San Michele, Ostalpen

Als es klopfte, verharrte der kleine Junge reglos hinter der angelehnten Küchentür, das Herz schlug ihm vor Angst bis zum Hals.

Vorsichtig linste er durch einen Spalt. Er sah seinen Vater Martinengo hastig die Haustür öffnen und eine Frau hineinlassen. Es war Jehanne, die Hebamme, der Junge kannte sie. Wenn er sie im Dorf sah, versuchte er, ihr aus dem Weg zu gehen, denn er fürchtete sich vor dieser unschönen Frau. Außerdem mochte er den Namen nicht, den sie ihm gegeben hatte und mit dem sie stets von ihm sprach: Der Heilige.

Jetzt kam Jehanne mit einem rauen Stoffsäckchen in der Hand näher.

Der Junge ahnte, dass sie Bescheid wusste über die Tragödie, die sich hier abspielte. In der letzten Woche hatte sie einige Male versucht, den Vater zur Vernunft zu bringen. Martinengo jedoch hatte sie nicht anhören wollen und sie barsch fortgeschickt. Der Junge hatte sogar beobachtet, wie er ihr drohte, sie beim Inquisitor anzuzeigen, und das, obwohl er sie vor fünf Jahren bei der Geburt seines Sohnes um Hilfe gebeten hatte.

Aber am Morgen war er es gewesen, der leise an die Tür der Frau geklopft hatte. Sein Blick war verstört und voller Schmerz, die voller Verzweiflung aufgerissenen Augen vom Weinen gerötet. Also war Jehanne heimlich zu ihnen

gekommen, ohne jeden Vorwurf. Denn sie hielt Martinengo di Barco für einen guten Menschen, auch wenn er im Borgo für alle nur der »einstige Priester« war.

»Wo ist der Heilige?«, wollte Jehanne sogleich von ihm wissen.

»Nenn ihn nicht so, Frau«, erwiderte der einstige Priester mit seiner heiseren, vom Schmerz gebrochenen Stimme.

»Ist er den anderen Kindern in seinem Alter voraus?«, wollte Jehanne wissen.

»Das ist doch jetzt nicht von Belang. Wir haben keine Zeit zu verlieren!«, rief Martinengo.

Doch die Hebamme fragte stur noch einmal: »Ist er den anderen voraus oder nicht?«

»Ja, aber ...«

»Dein Sohn ist vom Schicksal begünstigt, Martinengo. Ein *Benandante* ist er, in der Glückshaube geboren. Das hab ich dir schon damals gesagt, als er in der unversehrten Fruchtblase auf die Welt kam«, fuhr Jehanne fort und hob ihren strubbeligen Kopf in Richtung des oberen Stockwerks, in dem – das wusste sie – die Frau im Sterben lag. »Wenn es für deine Frau noch Hoffnung gibt, dann liegt sie in den Händen deines Sohnes. Nur deshalb bin ich hier. Deshalb hast du mich gerufen, das weißt du selbst gut genug.«

Martinengo di Barco ließ den Kopf hängen. »Nein, weiß ich nicht«, murmelte er resigniert. »Aber so verzweifelt wie ich bin, würd ich alles tun.«

Jehanne drückte das steife Stoffsäckchen an sich. »Hol ihn«, forderte sie.

Ängstlich kauerte sich der Junge in der Küchenecke zusammen.

Aus dem oberen Stockwerk drang ein schwaches Stöhnen zu ihnen. Martinengo hob den Blick zum Zimmer seiner sterbenden Frau, dann öffnete er die Küchentür und bedeutete dem Jungen ihm zu folgen.

»Geh mit der Frau zu deiner Mutter«, befahl er.

»Kommst du nicht mit?«, wollte Jehanne wissen.

»Nein. Meine Liebe und mein Schmerz sind so groß, dass ich wage zu hoffen, obwohl mein Glaube es mir verbietet. Hexerei aber ist wider mein Gewissen. Ich kann nicht dabei sein«, erwiderte Martinengo finster.

Der Junge war starr vor Angst, als Jehanne seine Hand nahm und gemeinsam mit ihm die Treppe hinaufstieg.

Sie betraten das dunkle, stickige Zimmer, in dem die Mutter röchelnd und schweißüberströmt im Bett lag. Man hatte sie gesalbt und zur Ader gelassen, wovon ihre Arme mit entzündeten Wunden übersät waren. Jehanne hielt dem Jungen das vierkantige Stoffsäckchen vors Gesicht, öffnete es und zeigte ihm ein kleines Stück verschrumpelte dunkle Haut.

»Das ist deine Glückshaube, darin bist du zur Welt gekommen. Ich hab sie aufbewahrt«, teilte sie ihm feierlich mit. »Nur wenige werden mit so einer Glückshaube geboren. Und diese wenigen können die Ernten groß werden lassen und Frauen und Tieren Fruchtbarkeit geben. Sie können beim Teufelstanz gegen Hexen kämpfen und Lebewesen vor dem Tod retten.« Sie verschloss das Jutebeutelchen und hängte es ihm an einem Faden so um den Hals, dass es die Haut am Brustkorb berührte. Dann führte sie ihn zur Bettstatt seiner Mutter, nahm die Hand der Frau und legte sie in die des Sohnes. Sie murmelte ein Gebet und wandte sich dann wieder an den Jungen. »Schau sie an!«, zischte sie ihm zu und drehte den Kopf der Frau grob zu ihm. »Sieh dem Tod ins Gesicht und besiege ihn! Schau deine Mutter an, Daniele di Barco, und rette sie!«

Die Augen der Sterbenden waren weit aufgerissen. Ihre Hand zuckte gequält, die schwarzen Fingernägel gruben sich tief in das bleiche weiche Fleisch des Sohnes.

»Nur du kannst sie retten, du, der Heilige!«, schrie Jehanne. »Rette sie! Rette sie mit deiner Macht!«

Daniele stand wie versteinert da. Zutiefst bestürzt sah er seine Mutter an, die sich im Bett hin und her wand und ihre Nägel immer tiefer in sein Fleisch grub. Dann stieß die Sterbende ein furchtbares Röcheln aus, mit dem alle Luft ihre Lunge verließ. Der kleine Daniele verfolgte diesen letzten Atemzug, sah den auf ihn gerichteten Blick der Mutter trüb werden. Die Hand, die sich so fest in die seine gekrallt hatte, lockerte unwiderruflich ihren Griff.

In diesem Moment war von unten ein Hämmern an der Tür zu hören.

»Zweifle nicht an deiner Macht«, flüsterte Jehanne Daniele zu. »Du bist ein Heiliger. Ein Benandante. Geboren mit der Gabe, Menschenleben zu retten. Dass deine Mutter heute gestorben ist, hat irgendwelche höheren Gründe, vielleicht stand es in ihrem Schicksal geschrieben, oder im Schicksal von jemand anderem.« Sie stand auf, ging zum Fenster, öffnete es, um der Seele der Verstorbenen den Weg zum Himmel zu weisen. Dann verließ sie das Zimmer.

»Komm runter, Jehanne«, rief jemand von unten. »Die Mönche von Santa Ulpizia brauchen deine Hilfe bei einer Geburt.«

»Die Mönche?« Misstrauisch beugte sich die Hebamme über das obere Geländer. »Dafür schicken sie eine Wache?«

»Genau. Aber wir müssen uns vorsehen, der Inquisitor ist in der Gegend«, gab der von Fra' Thevet beauftragte Wächter zurück.

Daniele hörte, wie die Haustür geschlossen wurde. Dann waren ein dumpfer Schlag und schließlich, wie von weit weg, das tiefe, verzweifelte Schluchzen seines Vaters zu hören.

Er zog seine Hand aus der seiner Mutter, riss sich das Jutebeutelchen mit der Plazenta vom Hals und warf es aus dem Fenster. Dann trat er dicht an das Gesicht der Toten, starrte in die aufgerissenen, trüben Augen.

Als der Vater sich schließlich überwand, das Zimmer zu betreten, fand er Daniele im Bett unter den Decken, die

Mutter fest im Arm.

Martinengo di Barco zerrte ihn heraus, wobei ihm eine Verbrennung auf der Brust des Kindes auffiel, feuerrot und mit Pusteln versehen, von gleicher quadratischer Form und Größe wie das Jutebeutelchen, das die Plazenta enthielt.

»Ich kann dich nicht bei mir behalten«, sagte er zu seinem Sohn.

Anno Domini 1610
Dritter Tag im Monat November

Borgo San Michele, Ostalpen

Es bringt Unglück, vor einem Kranken zu knien. Das zieht den Tod an. Und den hab ich heute schon mal gesehen«, bemerkte Jehanne.

»Verrichte deine Arbeit«, erwiderte Fra' Thevet lediglich. »Und du, Fra' Stanislao, bring ein paar Kräuter, damit die Frau wieder zu Sinnen kommt.«

»Das ist ja Berna, die Hure von der Bärenbrücke«, stellte die Hebamme fest, als sie an die Frau auf dem Tisch herantrat.

»Wie lange wird es dauern?«, wollte der Prior wissen, während der kräuterkundige Frater, ein ungeschlachter Mann, der Gebärenden ein Fläschchen unter die Nase hielt.

»Immer die gleiche Frage.« Jehanne seufzte. »Bei allem Respekt, und auch wenn euch Priestern dieses Gewerbe nicht geheuer ist - ich bin eine gute Hebamme, aber auch für mich heißt es warten, bis die Mütter ihre Kinder ausspucken, je nach Laune der Natur.« Damit wandte sie sich dem Tisch zu, auf dem die nun schweißnasse Dirne sich wand, die Hände schützend um ihren Leib gelegt, der von einem grünen, mit Löchern, Flickern und Fettflecken übersäten Rock bedeckt war. »Dann wollen wir mal sehen«, murmelte Jehanne, entblößte die Beine der Frau, hob den Rock an und sah darunter. Ungeachtet der Blicke der Mönche fasste sie zwischen die Beine der Gebärenden, zog ihre raue große Hand, deren Nägel von Zichorie und

Fischinnereien dunkel gefärbt waren, tiefendnass wieder hervor und merkte an: »Himmelherrgott noch mal, es geht schon los, Mädchen. Also, Honigschnute, jetzt mal an die Arbeit, mit aller Kraft, die du noch hast. Dauert nicht mehr lang, dann ist das Balg da, darauf kannst du Gift nehmen.« Sie wischte sich die große von Fruchtwasser tropfende Hand an der Seite ab und setzte sich auf einen Hocker.

Die Mönche schwiegen verdutzt. Fra' Thevet fasste sich als Erster: »Du hast doch gerade gesagt, dass es gleich kommt, wieso setzt du dich dann?«

»Prior«, gab die Hebamme zurück, ohne ihn auch nur eines Blickes zu würdigen, »hast du schon mal einem Kind auf die Welt geholfen? Ich schon. Und zwar so vielen, dass ich es gar nicht mehr genau sagen kann. Wenn die Hure hier beichten will, dann kommt sie zu dir, aber wenn sie ihren Bastard zur Welt bringen will, dann vertraut sie besser auf mich, so wahr mir Gott helfe. Also lass mich in Ruhe. Und da es hier gleich ein bisschen ungemütlich wird, wenigstens für so zarte Seelen wie euch, wäre es besser, wenn ihr alle rausgeht. Bei allem Respekt, ich kann dann besser arbeiten, und eure reinen Seelen nehmen keinen Schaden.«

Ein lautes Stöhnen durchbrach die darauffolgende Stille, die Gebärende bäumte sich auf, krallte die Hände in die Tischkanten und sank jäh wieder auf das nunmehr feuchte Holz zurück.

»Ja, es geht los, Honigschnute.« Jehanne stand auf und ließ die Mönche noch wissen: »Ich kümmere mich jetzt um den Teil, dem ihr abgeschworen habt. Was ihr jetzt tut, sei euch überlassen.«

Schweigend verließen die Mönche den Raum und schlossen die Tür hinter sich. In der Zwischenzeit hatte die Nachricht vom Geschehen andere Ordensbrüder angelockt, und als Fra' Thevet ihnen aufgeregt zurief: »Es geht schon los!«, scharten sie sich lauschend und leise tuschelnd vor der dicken Tür des Krankenzimmers zusammen.

Bei jedem Schrei von drinnen wichen sie erschrocken zurück.

»In dieser Dreckswelt ...«, fluchte die Hebamme, die nun, nach dem Abgang der Mönche, redete, wie ihr der Schnabel gewachsen war, während sie sich am Leib der Gebärenden zu schaffen machte, »... atmen, Honigschnute, tief atmen, dann ist es leichter ... atmen, atmen ... wie gesagt, diese Dreckswelt ist so voller Dreck, Dreck auf der Straße, im Wasser, in den Höfen, überall Dreck ... und deshalb hör mir gut zu: Wenn eine Hure ein Kind kriegt, dann wird das nichmals getauft oder wenn, nur mit Dreckswasser ... atmen, tief atmen, so, genau, dann brauchst du gar nicht zu schreien ...« Jetzt untersuchte Jehanne den Leib der Dirne, deren Gesicht von Schmerzen gezeichnet war. »Atmen, atmen und pressen, na los ... Also, hör mir zu: Wenn du willst, dann gebe ich ihm einen ordentlichen Tritt an den Kopf, diesem Bastard, den du da gerade gebärst, aber um Himmels willen stirb du mir hier nicht, das isses nicht wert. Glaubst du vielleicht, du tust ihm einen Gefallen, wenn du ihn auf die Welt bringst? Denk erst mal an dich, Mädchen, danach erst an den kleinen Bastard von einem Hurensohn. Weiter atmen, so, sehr gut ... Und wenn du das überlebst und das Kind zur Welt bringst, dann hoffentlich einen Jungen ... Und jetzt pressen ... pressen! Pressen, hab ich gesagt. Frater, Frater! Schnell, komm!« Jehanne lief zur Tür. »Frater, das Salz, du musst ihr noch mal Salz geben, die ist mir schon wieder ohnmächtig geworden ... Ewiges Licht, das schafft sie nich, das schafft sie nich ...« Und gleich darauf war sie wieder bei der Frau, deren Bewegungen jetzt träge waren, als hätte sie ihren Schmerzen schlicht nichts mehr entgegenzusetzen.

Fra' Stanislao öffnete das Fläschchen und hielt es der Dirne unter die Nase, während die Hebamme in ihrem Bemühen, das Kind hinauszuschieben, mehrfach mit aller Kraft den Oberbauch der Frau bearbeitete.

Fra' Thevet kam ins Zimmer und trat an den Tisch. Die Dirne wandte suchend den Kopf, als hätte sie seine Anwesenheit einmal mehr eher gespürt, als ihn wirklich zu sehen, und trotz der Geburtsqualen suchten ihre trüben Augen in einem letzten Aufbäumen nach den seinen. Und wieder trafen sich ihre Blicke, verkeilten sich ineinander.

»Ich habs ja gewusst, gewusst hab ichs ...«, jammerte die Hebamme, während sie der Frau Backpfeifen verpasste, den Bauch immer heftiger bald in die eine, bald in die andere Richtung drückte, mit ihren schmutzigen Händen zwischen den schlaffen Beinen herumfuhr und sie voller Blut wieder hervorholte. »Pressen, na los, hierbleiben! Was denn, was denn? Schnell, das Salz, schnell ... die stirbt uns hier ... Wie viele wie dich hab ich gesehen, Huren wie dich, wie viele hab ich gesehen, mager wie sonst was, mit so schmalen Hüften ...« Dann wurden die Bewegungen der Hebamme langsamer, wie ein Wagen, der nach und nach an Fahrt verliert, und schließlich zog sie Fra' Stanislaos Hand mit den Salzen unter der Nase der Frau weg.

»Das braucht sie jetzt nicht mehr, Frater. Lass gut sein.«

Eisige Stille senkte sich über den Raum. Mit angehaltenem Atem drängten die Mönche nun von draußen herein, als hätten sie nicht schon genug vom Tod gesehen.

Fra' Thevet schloss der Frau die Lider und machte ein letztes Kreuzzeichen auf ihrer Stirn.

Die bläulichen Hände der Toten waren noch in den Tisch gekrallt, auf ihrer Wange mischte sich ein Speichelfaden mit salzigem Schweiß, ihr strähniges Haar lag ausgebreitet über dem Stroh unter ihrem Kopf und ihre Halsadern waren unnatürlich angeschwollen.

Kein Laut war zu hören.

Und plötzlich ertönte ein schlüpfriges, furzähnliches Geräusch, wiederholte sich, anfangs leise, dann immer lauter. Zuerst blickte nur die Hebamme zwischen die Beine der Toten, doch dann folgten die Blicke der anderen. Wieder ertönte das furzende Geräusch, Blut spritzte ins

Gesicht der Hebamme, die sich diesen explodierenden Furz nicht erklären konnte. Entschieden griff sie nach ihrem stumpfen Messer, machte einen resoluten Schnitt und zog zwischen den Beinen der Toten kurzerhand ein Baby hervor, ein winziges Mädchen, ebenso bläulich wie seine Mutter, aber im Gegensatz zu ihr höchst lebendig.

»Du bist ja noch schlimmer als eine Hure«, raunte Jehanne. »Dass mich der Schlag trifft, so was ist mir noch nie passiert. Du bist ja wirklich noch schlimmer als eine Hure, du bist eine Hexe, eine Hexe bist du!« Und ohne die Nabelschnur zu durchtrennen, ließ sie der toten Mutter das Neugeborene in die Arme fallen, als wäre es brühendheiß.

Das Kind schrie und wand sich, und Fra' Thevet ergriff tiefes Bedauern für dieses hilflose Geschöpf.

Dann erhob Jehanne wieder die Stimme. »Werft sie noch heute in den Fluss«, stieß sie hervor. »Dieses Mädchen ist in Blut getauft, sie ist das Kind vom Teufel. Ihr seid mir nichts schuldig, nein, nein, ich nehm kein Geld vom Teufel. Macht mit ihr, was ihr wollt, von mir erfährt niemand was. Werft sie in den Fluss, hört auf mich, in den Fluss.«

»Raus mit dir!«, stieß Fra' Thevet so hart und unbarmherzig hervor, dass die Hebamme schon im nächsten Moment das der Heiligen Ulpizia geweihte Kloster verließ und in den stinkenden Gassen des Dorfes verschwand.

Die Mönche – allen voran Stanislao – wiegten die Köpfe, zunächst zögerlich, doch schon bald wurde ein Nicken daraus, was jedoch ihr Glaubensbekenntnis entehrte, als wollten sie sagen: »In den Fluss, ja, in den Fluss ...«

Der Blick, den der Prior ihnen zuwarf, war vernichtend. »Schämt euch!«, rief er laut.

Die wenig barmherzigen Brüder knieten erschrocken nieder und bekreuzigten sich einmal, zweimal, so oft, wie sie zuvor nickend ihr Einverständnis zu diesem vorschnellen Todesurteil gegeben hatten.

Nur Fra' Stanislao blieb kopfschüttelnd stehen. »Das war gegen die Natur«, sagte er finster. »Nicht Gott hat das gewollt, sondern der Teufel. Die Hebamme hat recht.«

Fra' Thevet trat einen Schritt auf ihn zu, packte ihn an seinem um den Hals baumelnden Kruzifix und raunte: »Knie nieder, Frater, und bitte Gott um Vergebung für deine Gedanken, oder ich werde den Allmächtigen bitten, mir die Kraft zu geben, dir dieses Kruzifix vom Hals zu reißen, denn du bist seiner nicht würdig.«

Fra' Stanislao stand für einen Moment reglos da, dann fiel er schluchzend auf die Knie.

Fra' Thevet nahm das immer noch schreiende Neugeborene auf den Arm, durchtrennte die Nabelschnur, wischte dem Kind das krustige Blut ab und wickelte es in eine Decke, woraufhin die Kleine sich beruhigte und augenblicklich einschlief.

»Wie warm sie ist. Und wie weich«, stellte der Prior fest. »Nein, meine Kleine, niemand wirft dich in den Fluss. Du wärst ja schon einmal in deinem kurzen Leben beinahe ertrunken, noch dazu im Blut deiner Mutter.« Mit einem erneuten Blick zu seinen Mitbrüdern erklärte er: »Und wenn du tatsächlich eine Hexe bist, dann wird, so Gott will, in einigen Jahren der Gestank von verbranntem Fleisch durch die Dorfgassen ziehen. Aber jetzt hast du das Recht zu leben. Fürs Erste bekommst du Ziegenmilch. Auch deine Mutter hätte dich nicht stillen können, mager wie sie war.«

Draußen hatte es wieder angefangen zu schneien. Zwei Mönche deckten die Leiche der Dirne mit einem weißen Laken zu und dachten bei sich, dass der Prior eine Anzeige als Ketzer riskierte, hatte er doch im Kloster eine Dirne mithilfe einer Hebamme gebären lassen, und ihr dann auch noch die letzte Ölung gegeben. Und das alles ausgerechnet heute, wo doch der Inquisitor im Borgo unterwegs war.

Friedlich schlief die Kleine auf dem Arm des Priors. Die Brüder verließen das Krankenzimmer, in dem es nunmehr süßlich nach Blut roch und stechend nach Mist, den man ja

zuvor eimerweise über der Dirne ausgeleert hatte, und gingen zum Frühstück ins große Refektorium.

»Gott ist die Liebe«, hob ein junger Mönch laut vor dem Pult an. »Und die Liebe ist Gott. Diese Liebe ist so süß, köstlich und sanft, wie man nur sagen kann.«

»Amen«, echoten die Zuhörer.

»*Erat navis in medio maris, et ipse solus in terra.*«

»Amen.«

»Mittwoch, dritter Tag im Monat November des Jahres 1610«, sagte der junge Frater und bekreuzigte sich, und seine Zuhörerschaft tat es ihm gleich.

Mit der Neugeborenen auf dem Arm sagte Fra' Thevet: »Die heilige Susanna von Eleuteropoli wurde als Waise von einem Priester getauft, konvertiert und aufgezogen. Als sie erwachsen war, wollte Susanna in einem Kloster leben. Doch da es das Mönchtum für Frauen damals noch nicht gab, verkleidete sich die Heilige als Mann und führte fortan im Kloster ein asketisches Leben.« Er blickte lächelnd zu seinen Mitbrüdern, die bereits ungeduldig nach ihren Löffeln gegriffen hatten. »Dieses kleine Mädchen hier wird auch im Kloster aufwachsen, deshalb soll sie Susanna heißen. Und da wir von der Mutter nur den Vornamen kennen, Berna, wird das ihr Nachname sein. Also, Susanna Berna, herzlich willkommen in unserem Kloster«, schloss er feierlich und sah das Kind liebevoll an. Dann verkündete er, an die Mönche gewandt: »Nun könnt ihr essen.«

Anno Domini 1610
Vierter Tag im Monat November

Borgo San Michele, Ostalpen

An diesem Tag war der Himmel so dunkel wie in einer hellen Nacht. Ein scharfer Wind pfiff über den Friedhof und trieb den Schnee vor sich her, der seine winzigen vereisten Spitzen in die weiche Haut des kleinen Daniele trieb.

Doch nichts konnte dem Kind größere Schmerzen bereiten als der Anblick seiner toten Mutter, die, lediglich in ein einfaches verschlissenes Tuch gehüllt, auf der Erde vor einem gähnenden Massengrab lag. Pechschwarz inmitten der gleißend weißen Schneefläche wirkte es wie ein Schlund, der sich gierig über die darin wild durcheinanderliegenden Leichen hermachen wollte. Und nun auch über seine Mutter.

Daniele verharrte schweigend neben seinem Vater, aber in seinem Inneren wütete ein Sturm aus Gefühlen. So sehr sehnte er sich nach einer Berührung von ihm. Nach einem Wort.

Aber nichts davon geschah. Martinengo di Barco stand stocksteif da, den verschwommenen Blick auf die sterblichen Überreste gerichtet. Verschlossen. Verschlossen in sich und seinem Schmerz, seinem zornigen Schmerz.

»Und? Habt Ihr euch entschieden?«, fragte einer der beiden Totengräber.

Daniele sah zu seinem Vater, der den Mund öffnete, jedoch nur seinen Atem hinausließ. Sonst nichts.

»Nun, wir haben nicht den ganzen Tag Zeit«, bemerkte der Totengräber und gab dem anderen ein Zeichen. Sie packten das verschlissene Tuch, in dem Daniele Mutter lag, und hoben es an den Enden hoch. Dann holten sie über dem Abgrund des Massengrabs Schwung, um es hineinzuworfen.

»Vater!«, stieß Daniele mit vor Angst fast erstickter Stimme hervor.

Und als hätte der Sohn ihn damit geweckt, brachte Martinengo endlich ein »Wartet ...« hervor.

»Was denn, jetzt beeilt Euch aber«, brummte der Totengräber und setzte das Bündel ab.

Martinengo nahm seinen Ehering vom Finger und hielt ihn dem Totengräber hin. »Hier, nehmt das.«

Der Mann griff nach dem Ring und biss einmal darauf. »Das ist kein gutes Gold«, murmelte er enttäuscht.

»Ich weiß ...«

»Es ist nicht genug«, stellte der Totengräber fest. »Den könnt Ihr wiederhaben.«

Daniele sah tiefe Verzweiflung in den Augen seines Vaters aufsteigen. »Vater ...«, raunte er noch einmal. Und auch wenn er ein fünfjähriges Kind war, wirkte er doch stärker als Martinengo.

»Nein, Moment noch, Moment«, stammelte Martinengo. Er kniete sich neben das Bündel, das dem Abgrund schon so nahe gewesen war, und öffnete es mit zitternden Händen.

Daniele betrachtete das wächserne Gesicht seiner Mutter. Ihre Augen waren weit geöffnet, man hatte sie nicht schließen können. Und Daniele war, als starrten sie ihn an. Ihn, der sie nicht vor dem Tod hatte bewahren können.

Martinengo zog nun auch seiner Frau den Ring vom Finger und reichte dem Mann auch diesen. »Reicht das?«, wollte er wissen.

»Nein«, erwiderte nun der andere Totengräber. »Ich will das Kleid für meine Tochter.«

Martinengo schüttelte den Kopf und sah ihn flehend an.

Der Totengräber verschränkte die Arme vor der Brust. Ein deutliches Nein.

»Dreht Euch um, bitte«, raunte Martinengo schließlich.

Die Totengräber wandten sich ab.

Das Kleid war aus braunem Leinen. Die Schultern der Toten waren von einem türkisfarbenen Samtschal umhüllt, auf dessen einer Seite drei goldene Sterne prangten, wie bei einem Madonnenumhang. Daniele hatte diesen Schal beständig mit sich herumgetragen, alles von seiner Mutter war in diesem Schal.

Martinengo sah seinen Sohn an und bedeutete nun auch ihm, sich umzudrehen.

Daniele gehorchte.

Schließlich zog Martinengo seine tote Frau aus, mühevoll, denn die Leichenstarre erschwerte sein Tun. Er verschloss das Tuch wieder und verknotete die Enden. »Hier«, raunte er und hielt dem Totengräber Kleid und Schal hin.

»Feiner Zwirn«, freute der sich. »Damit habt Ihr einen Sarg und ein eigenes Grab für Eure Frau erworben, einstiger Priester.«

Die beiden Totengräber trugen das Bündel einige Schritte weiter und legten es in einen mehr schlecht als recht zusammengezimmerten Sarg aus Tannenholz. Sie schlossen ihn mit einem Deckel und ließen ihn in eine ausgehobene Grube hinunter. Dann stießen sie ihre Schaufeln in einen Haufen lockerer Erde.

Daniele warf eine Handvoll davon auf den Sarg.

Martinengo fehlte dazu die Kraft, er starrte nur in die Grube.

»Amen.« Die beiden Totengräber beendeten ihr Werk und gingen davon.

Daniele sah ihnen nach.